

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Sigrist, in welchem Milieu sind Sie aufgewachsen?

Mein Anfang war wirklich pluri-ethnisch. Ich hatte einen jüdischen Großvater und bin im Jahr des „Reichsparteitags des deutschen Blutes“ - also 1935 - in St. Blasien geboren worden. Daraus bin ich äußerlich unversehrt, jedoch stigmatisiert hervorgegangen. Es gab damals eine Reihe sehr gefährlicher Situationen, die wir nur überlebt haben, weil meine Mutter eine exotische Schönheit war. Bei ihr wollte die Gestapo oft keine Papiere sehen. So konnte sie sich beispielsweise in das Gestapo-Abteil des Fernzugs setzen, der von Berlin nach Singen fuhr, ohne verhaftet zu werden – was normalerweise passiert wäre. Mein Großvater, der in Landsberg an der Warthe geboren wurde, sah aus wie ein Tatare. Abgesehen davon war er eigentlich ein richtiger Preuße, er hatte mit dem Judentum nichts mehr zu tun. Meine Großmutter besaß eine Vitalität, die ihr dabei half, meinen Großvater nicht im Stich zu lassen – sonst wäre er nämlich nach Auschwitz gekommen. Sie stammte aus Lübeck. Glücklicherweise ließen sie meine Mutter damals protestantisch taufen. Durch die so genannte „privilegierte Mischehe“ musste mein Großvater zumindest nicht den Judenstern tragen. 1941/42 wurde er aber zur Zwangsarbeit bei Siemens verpflichtet, wo er ständig die Nachtschichten bekam. Nach der Befreiung durch die Rote Armee nahm er sich das Leben, nachdem ihm ein Arm amputiert worden war.



Mein Vater stammt vom Heuberg; seine Verwandtschaftslinie kommt aus Kreenheinstetten, er selbst ist in Rohrdorf geboren – heute gehört der Ort zu Meßkirch. Wie Sie sehen, gab es schon ein Interesse an Herkunft, wenn auch ein zum Teil übersteigertes. Meine Mutter sagte früher immer zu mir, ich solle nie darüber reden, denn man wisse ja nicht, was noch kommen wird. Während des Krieges war es unmöglich, über bestimmte Dinge zu sprechen – damals mussten wir aus der Berliner Wohnung meines Großvaters auch fluchtartig raus, weil ein Erlass das Leben von „Mischlingen“ in einer „Judenwohnung“ verbot.

Sie wurden also in St. Blasien geboren, wuchsen aber zum Teil in Berlin auf?

Ja, bis zu meinem vierten Lebensjahr lebte ich in St. Blasien, dann gingen wir nach Berlin. Im benachbarten Hönow hatten wir eine Wohnung, dort erlebte ich auch den ersten Luftangriff auf Groß-Berlin. Seitdem habe ich keine Angst mehr vor Krieg, denn damals schlug eine Luftmine direkt in unseren Garten ein – ich verstand gar nicht, warum meine Mutter sich so aufregte. Als ich 1991 in Afghanistan war, ging ich bewusst in die Kriegszonen, auch in das Khoster Becken, in dem ich schon 1967 geforscht hatte. Nun sah ich die Zerstörung in den Dörfern, während die Stadt Khost nur leicht beschädigt war. Bei unserer Abreise kam ein Kabuler Bombergeschwader und ich hörte wieder mit perverser Interesse das Dröhnen aus Kindheitstagen. Das ist nicht als Verharmlosung moderner Kriege zu werten, die ich prinzipiell ablehne.

In Berlin wurde mein Großvater dann, wie gesagt, zur Zwangsarbeit verpflichtet. Im Ersten Weltkrieg hatte er sich an die Westfront gemeldet, wo er vier Jahre durchhielt. Er war ein sehr guter Turner, was ich nie geworden bin. Auch meine Großmutter war sehr sportlich und wäre ohne die Ruhr-Epidemie 1946 steinalt geworden. Mit 45 Jahren bekam sie ihr erstes und einziges Kind, meine Mutter. Bis dahin hatte sie ihre eigene Mutter, meine Urgroßmutter, pflegen müssen und konnte daher bis zu deren Tod mit 90 Jahren nicht heiraten.

Ich habe damals natürlich vieles mitgekriegt, aber gleichzeitig verdrängt. Dieses Verdrängen ist ja nicht uninteressant und auch ethnologisch spannend: Man kennt die Identität, aber man schiebt sie weg.

Als Kind hatte ich blonde Haare und blaue Augen, was in dieser Zeit ein Vorteil war – man sah mir meine Herkunft nicht an. Meine Großmutter schickte mich zum Beispiel mit der Lebensmittelkarte meines Großvaters in den nächsten Süßwarenladen und glaubte wohl, dass ich meinen Charme einsetzen würde. Doch die Verkäuferin schaute nur auf die

Karte, da war ein »J« draufgestempelt. Also bekam ich nichts. Doch das Schlimme war für mich, dass ich meinen Großvater, nachdem er zur Zwangsarbeit verpflichtet worden war, gar nicht mehr sah. Auch meine Großmutter traf ich ab diesem Zeitpunkt nicht mehr, sie blieb ja bei ihm. Meine Mutter wiederum hatte einen Liebhaber, der ein so genannter „Vierteljude“ war, ein uneheliches Kind. Er schleuste sich bei den Nazis als deren Spion ein und bereitete den Balkankrieg mit vor. Mein Vater wiederum war ein Feigling, der sich von meiner Mutter hatte scheiden lassen, wodurch sie und ihre Kinder einen wichtigen Schutz verloren. Gleichzeitig fand sie auch an besagtem Liebhaber Gefallen, den sie schon in der Jugendbewegung kennengelernt hatte, denn er hatte Charisma. Als sie 1942 schwanger wurde, wurde es noch einmal sehr gefährlich. Er versuchte, sie in Singen in einen Frontzug zu ziehen, doch sie ahnte, was er vorhatte: sie in ein KZ verfrachten und auf diese Art loswerden. Sie sprang im letzten Moment zurück. Wenn damals in diesem kleinen Dorf – Altenburg bei Jestetten – ein Gestapowagen vorfuhr, dann wusste es das ganze Dorf.

Das heißt, Sie gingen mit Ihrer Mutter von Berlin an die Schweizer Grenze?

Ja, zunächst dorthin. Dann wurden die Kinder aufgeteilt, eine komplizierte Angelegenheit. Jedenfalls hatte ihr Geliebter für uns einen Kontakt zu seiner früheren Geliebten in Altenburg vermittelt. Ihr Holzhaus war wunderbar gelegen, direkt am Rhein. So lebte ich fortan praktisch in Altenburg. In Berlin waren wir während der Kriegsjahre dann wohl nur noch zwei Mal.

Ich spürte also früh, dass Abstammung und Kultur eine große Rolle spielen, auch wenn mir das damals nicht so bewusst war. Schon als Kind las ich mit Interesse ein Bändchen über Palau und es entstand der Wunsch, dort einmal selbst hinzukommen. Auch Karl May spielte natürlich eine Rolle für mich. Winnetou interessierte mich eher weniger, die Geschichten über Kurdistan und den Balkan dagegen sehr.

In Altenburg bei Jestetten ging ich dann auf die Volksschule. Meine Mutter konnte, wie gesagt, mit mir über die vielen schlimmen Dinge des Krieges kaum sprechen – es wäre ja lebensgefährlich gewesen, wenn ich das als Kind ausgeplaudert hätte. Ende 1944 hat mich mein Lehrer verprügelt, woraufhin ich rief: »Rache, Rache wird bald kommen!« Am nächsten Morgen wurde ich in die Schule bestellt und gefragt, woher ich denn diesen Ausspruch hätte. Ich erwiderte, dass er aus der Siegfried-Sage stamme – was auch stimmte. Hätte ich zugegeben, dass meine Mutter das gesagt hatte, in Bezug auf die Nazis, dann wäre sie ins KZ gekommen. Diese objektive Gefahr ist einem als Kind natürlich nicht in vollem Umfang klar. Gleichzeitig habe ich mich voll mit der deutschen Sache identifiziert, habe mitgefiebert, solange es gut lief im Krieg; auch als die NS-Aggressoren immer weiter zurückgeschlagen wurden. Ich war noch zu jung für die HJ, doch habe ich mich 1945 freiwillig zum Treueeid auf den Führer vereidigen lassen. Bereits anderthalb Jahre früher war ich zu den Pimpfen gegangen und habe Geländeübungen und Schulungen mitgemacht. Da galt ich als Vorbild und viele Leute im Dorf hatten Schwierigkeiten, mich irgendwie einzuordnen. Das war eine ganz schwierige Sache. Im Rückblick kann ich leicht über Stigmatisierung reden, aber damals habe ich überhaupt nicht verstanden, wieso meine Mutter so entsetzt war, als ich ihr erzählte, dass ein Spielgefährte mich in einen Schweinestall eingesperrt hatte. Erst Jahrzehnte später kapierte ich die Bedeutung des Schweins im Antijudaismus.

1945 erfolgte dann die Befreiung, in unserem Gebiet vor allem durch französische Soldaten, die aus dem Senegal und Marokko stammten. Es kamen kaum weiße Franzosen – das war natürlich auch als Akt der Demütigung gedacht. Meine Mutter glaubte damals, dass nun aller Schrecken vorbei sei und zündete Kerzen an. Zwei Wochen später gab es aber Deportationsbefehle, fast alle Leute aus diesem Jestetter Zipfel mussten raus. Meine Mutter dachte noch, dass sie als Verfolgte bleiben könne, wie auch die Schweizer und einige wenige Bauern. Der Großteil der Bevölkerung - etwa zweieinhalbtausend Menschen aus insgesamt drei Dörfern - musste jedoch die Höfe verlassen, ohne zu wissen, wohin. Später stellte sich heraus, dass sie in den Hochschwarzwald kamen, wo es kaum etwas zu essen gab. Der Kommandant bei uns vor Ort war ein Pole, und darum durften wir nicht bleiben, obwohl meine Mutter Verfolgte des NS-Regimes war. Meine Mutter konnte jedoch erreichen, dass wir nicht in den Schwarzwald gezwungen wurden, sondern dass wir unweit von Jestetten - in Grießen - bleiben durften. Dort fand sie glücklicherweise eine Anstellung bei einer Apothekerin, für die sie kochte. So waren wir auch gut gepflegt. Nach vier Monaten kamen wir zurück. Es gab nur Rübenkraut zu essen und ich wäre damals fast verhungert – die Folgen merke ich bis heute. Meine Mutter hat mich gewarnt: »Sag niemandem etwas, wir wissen nicht, ob und wie das wiederkommt.« Daran hielt ich mich für lange Zeit; einerseits, weil ich mit meinen Erfahrungen nicht hausieren gehen wollte, andererseits einfach wegen dieser mütterlichen Predigt.

Bis Kriegsende hatte ich die vierte Klasse teilweise absolviert, doch das wurde dann abgebrochen. Ich bin ja in St. Blasien geboren, weil mein Vater dort - nach der Schließung von Salem - Lehrer wurde, bei den Jesuiten. Er wurde aber so schlecht bezahlt, dass er die Familie nur durch Nachhilfestunden finanzieren konnte. Deshalb hatte man später - zu Recht - bei den Jesuiten ein schlechtes Gewissen, und so bekam ich 1946 ein Teilstipendium in St. Blasien und bin als Elfjähriger in die Jesuitenschule, ein Internat, gekommen. Die Sexta hatte ich nicht durchlaufen, sondern die Grundlagen in Latein binnen drei Monate bei einem katholischen Pfarrer gelernt. Von Anfang an war ich gut in dieser Sprache, allerdings flog ich dann wegen mangelnder Disziplin raus. Auch bei den Jesuiten begegnete mir der Antijudaismus, der Rektor sagte z.B.: „Wir sind hier doch nicht in einer Judenschule“. 1947 wurde an dem Kolleg ein

antijüdisches Schmierstück aufgeführt, vor 500 Schülern und allen Lehrenden – das ist eigentlich unfassbar! In einem Artikel für die Neue Rheinische Zeitung¹ habe ich das alles genau beschrieben. Als ich damals gegen solche Dinge zu rebellieren begann, wurde ich trotz sehr guter Latein-Noten mitten im Schuljahr entlassen. Aus Sicht meiner Mutter waren die Jesuiten auch einfach froh, einen schwierigen Stipendiaten weniger zu haben – die Währungsreform stand ja vor der Tür. So hing ich erstmal in der Luft und musste wieder nach Altenburg zurück.

Kamen Sie dort dann auf eine staatliche Schule?

So hätte es eigentlich sein müssen. Meine Mutter bezog jedoch nach wie vor Alimente von meinem Vater, auch das Sorgerecht lag bei ihr. Wie gesagt, mein Vater hatte sich aus Feigheit scheiden lassen. Er hatte gedacht, er könne die Beziehung weiterführen, nur dass er nicht mehr den „Klotz am Bein“ hätte. Er war sehr klug, sehr freundlich, sehr gebildet. Von den Referendaren hörte ich immer nur Gutes über ihn. Nach meiner Rückkehr von den Jesuiten blieb nichts anderes übrig, als dass ich in die Zweitfamilie meines Vaters ging. Seine neue Frau war aber ausgerechnet eine frühere Sekretärin von Himmler gewesen. Mit ihr hatte mein Vater zwei weitere Kinder. Für mich war damals das Deprimierendste, dass ich vom Hochzeitsgeschenk Himmlers - einem riesigen Service - essen musste. Da kann man ja nur Philosoph oder Terrorist werden! Jedenfalls kam ich so nach Gaggenau im Murgtal. Mit vierzehn Jahren versuchte ich mich im Klassenzimmer umzubringen; ich hatte ein überentwickeltes Gerechtigkeitsgefühl. Mein Vater wollte im Grunde genommen kein Geld für mich ausgeben und meinte, ich sei nicht schultauglich. Meine Mutter hatte aber zuvor darauf bestanden, dass das getestet würde, und so musste ich in die Jugendpsychiatrie in Tübingen. Dort wurde ein IQ-Test gemacht, bei dem ich außerordentlich gut abschnitt. Man war aber klug genug, mir das genaue Ergebnis nicht zu sagen; man teilte mir nur mit, dass ich bei meiner Intelligenz natürlich auf eine Schule gehen sollte. Nachdem ich das Progymnasium in Gaggenau sogar mit Lob und Preis überstanden hatte, ging ich bis 1953 in Baden-Baden aufs Gymnasium. Damit mein Studium nicht zu teuer würde, ließ sich mein Vater nach Emmendingen versetzen, wo er Oberstudiendirektor wurde. Dort machte ich 1954 das Abitur.

Hatten Sie in dieser Zeit bereits Vorstellungen davon, in welche Richtung es für Sie beruflich gehen sollte?

Das war sehr gespalten. Zum einen hatte ich eine künstlerisch-bildnerische Ader, hätte also beispielsweise Karikaturist werden können. Andererseits gab es bei mir auch schon die kognitive Richtung, und meine Mutter wollte, dass ich entweder Journalist oder Professor werde. Das ist - bezogen auf einen so jungen Menschen - eine unsinnige Vorstellung, die meinen Vater auch immer auf die Palme brachte. Doch meine Mutter schwankte diesbezüglich immer: Sie wollte nicht, dass ich Beamter werde, daher auch der Vorstoß in Richtung Journalismus. Ich selbst war mir auch unsicher. In der Unterprima hatte ich bereits die »Geschichte der Volkswirtschaftslehre« von Bülow gelesen und brachte damit meinen Geschichtslehrer in Verlegenheit. Im Krieg durften wir ja kein Radio haben, Fernseher existierten auch noch nicht, also las ich alles, was mir vom Verstand her halbwegs zugänglich war – von Tageszeitungen über Bücher bis hin zu Lexika. Das Knaur'sche Konversationslexikon zum Beispiel arbeitete ich im Laufe von vier Jahren von A bis Z durch, jeden einzelnen Artikel. Zuerst jene, die mir besonders interessant schienen, dann auch Beiträge zur Physik. Hätte es nicht diesen schwachen Mathematikunterricht bei den Jesuiten gegeben, wäre ich auch in den Naturwissenschaften besser gewesen. Chemie war eine meiner Leidenschaften, Biologie ebenso. Physik war mir etwas zu abstrakt, doch das lag im Grunde genommen am verkorksten Mathematikunterricht – in diesem Fach schaffte ich dann auch nur »befriedigend«.

Neben der Volkswirtschaft interessierte mich ebenso alles Politiknahe. Als Kind hatte ich ja gelernt, dass Politik auch im Einzelfall über das Leben entscheiden kann. Doch im Grunde genommen gab es zu dem Zeitpunkt, als ich mein Studium begann, in Freiburg keine Politikwissenschaft – Arnold Bergstraesser war 1954 nach Freiburg berufen worden, aber eigentlich begann sein Institut erst 1955 regelrecht zu arbeiten und ich bekam das zunächst nicht mit.

Für Sie war also klar, dass Sie in Freiburg studieren wollten?

Das ging finanziell einfach nicht anders. Mein Vater war ja nach Emmendingen gezogen, und an mir wurde gespart. Ich fuhr seit 1954 von Emmendingen aus jeden Tag nach Freiburg, fünfzehn Kilometer mit der Bahn. Außerdem war Freiburg nun auch nahe liegend, weil ich darüber nachdachte, Geschichte zu studieren. Dazu musste man, als weitere Fächer, auf jeden Fall eine Fremdsprache sowie Germanistik wählen. In Geschichte war Freiburg damals, auch gesamtdeutsch gesehen, die beste Universität, es gab Ritter für neuere Geschichte, Tellenbach fürs Mittelalter und Nesselhauf für die Antike. Letzterer war einer meiner besten Lehrer, auch als Didaktiker. Zudem lehrte Hassinger als jüngerer Kriegsteilnehmer. Bei ihm reichte ich dann auch meine Abschlussarbeit über das Russlandbild des Marquis de Custine ein, die ich in Paris geschrieben hatte.

¹ Siehe: <http://www.nrhz.de/flyer/beitrag.php?id=14946>

Wann verfassten Sie diese Arbeit?

Das war 1959. Ich schrieb sie in der Pariser Bibliothèque Nationale. In Freiburg war natürlich auch Hugo Friedrich sehr lohnenswert. Er hielt wirklich glänzende Vorlesungen, wobei ich damals nicht wusste, dass man als Nebenfächler bei ihm höchstens eine Vier bekommen konnte; nicht wenige Studenten fielen durch. Bei Friedrich nur im Nebenfach zu studieren, das gab's nicht! Dabei war sein Französisch nicht das beste, aber er war ein hervorragender Rhetoriker. Mein Studium dauerte ja auch etwas länger, da ich fürs Geschichtsstudium das große Latinum nachholen musste. Zudem wollte ich Experte für osteuropäische Geschichte werden, da kam Hassingers Einfluss ins Spiel. Ich lernte zeitgleich zum Latinum also auch noch Russisch. Zudem trat ich damals in den SDS ein, vorher war ich schon bei den JuSos gewesen. Ich wurde zum Vorsitzenden der Freiburger Hochschulgruppe des SDS gewählt und lernte so wirklich viele Leute kennen, auch auf Bundesebene. Ich wurde schließlich zweiter AStA-Vorsitzender an der Universität, bevor ich dann 1957 an der Asiatischen Grippe erkrankte und zusammenbrach, so dass ich all diese Funktionen nicht mehr wahrnehmen konnte.

Ihre vielen verschiedenen Tätigkeiten führten also zu einer physischen Überlastung?

Ja, zu einer völligen Überlastung. 1956 war ich aus dem Haus meines Vaters ausgezogen. Er zahlte noch einmal meine Studiengebühren, doch seitdem habe ich nie wieder Geld von ihm genommen. Vorher war er für mich eine Autorität gewesen. Ich kannte zwar die Bruchstellen, aber als ich für mich Bilanz zog, da dachte ich, dass ein Schwächling nicht mein Vater sein dürfe.

Finanziell hielt ich mich damals meist durch Werkarbeit über Wasser – eigentlich bis zu dem Zeitpunkt, als die Friedrich-Ebert-Stiftung mir nahe legte, mich fürs Hochbegabtenstipendium zu bewerben. Das Hochbegabtenstipendium lief ab Herbst 1957, und so war mein Studium finanziell halbwegs abgesichert – ebenso mein Aufenthalt in Paris.

Bergstraesser war 1954 nach Freiburg gekommen. 1956 dachte ich als SDS-Vorsitzender daran, mein Gesicht mal in einem seiner Seminare zu zeigen. Ich hielt nicht viel von der Politikwissenschaft - zu Recht würde ich sagen -, doch Bergstraesser war eine eindrucksvolle Persönlichkeit: Ein schwäbischer Hüne, der im Ersten Weltkrieg ein Auge verloren hatte. Danach kämpfte er in einem Freikorps und war einer der Führer des Jungdeutschen Ordens, allerdings als „Halbjude“. Er musste 1937 in die USA emigrieren. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland begründete er in Erlangen die Politikwissenschaft und arbeitete eng mit Eschenburg in Tübingen zusammen – Bergstraesser war für die Theorie, Eschenburg für die Praxis zuständig. Ich selbst lernte über diesen Zugang auch Eschenburg und Krippendorf kennen. Die Politikwissenschaft war damals in Freiburg zunächst marginal. Dann wurde an der Uni die Neuerung eingeführt, dass man bei Beibehaltung einer Fremdsprache sein Staatsexamen auch in der Politikwissenschaft machen könne. So war es mir möglich, die in Freiburg wirklich langweilige Germanistik abzuwählen. Durch alle bisher beschriebenen Verzögerungen und Verschiebungen habe ich - Jahrgang 1935 - mich dann erst 1959 zum Staatsexamen angemeldet. Meine Arbeit über Custine wurde wegen Hassingers damaligen Gesundheitszustand erst 1990 publiziert².

Nachdem ich die Arbeit geschrieben hatte, wären noch die Examina gekommen, doch dann verunglückte mein Bruder lebensgefährlich. Ich musste jeden Tag in die Klinik und so meldete ich mich von den Klausuren ab. Schließlich hängte ich noch ein halbes Jahr dran, so dass ich 1960 das Staatsexamen machte: Geschichte als Hauptfach, dazu Politik und Romanistik. In der Geschichte hätte ich bei Hassinger nach dem Staatsexamen weiterarbeiten können, denn ich hatte mit „sehr gut“ abgeschlossen. Da wäre mindestens eine Hiwi-Stelle möglich gewesen, doch inzwischen war Heinrich Popitz³ aufgetaucht, der sich bei Bergstraesser habilitiert hatte. Sein Genie wies mir den Weg in die Soziologie.

Inwiefern?

Ich war fasziniert von seiner unkonventionellen Präsentation soziologischer Gesellschaftsbilder und deren anthropologischer Fundierung. Seine industriesoziologischen Untersuchungen im Krupp-Werk Rheinhausen waren die Umsetzung ethnologischer Feldforschungsmethoden in die industrielle Arbeitswelt. Bildungsbürgerliche Kritik moderner Technik wurde von ihm als uninformativ bloßgestellt.

Allgemein findet man ja meist nur Spießer an der Uni und auf den Lehrstühlen, doch von Popitz lernte ich, was präzise moderne Sozialwissenschaft leisten kann. Er hatte bei Jaspers über den jungen Marx promoviert. Den „entfremdeten Menschen“ schrieb er innerhalb von drei Wochen, weil er sonst aus Basel ausgewiesen worden wäre. 1957 wurde er dann von Bergstraesser habilitiert.

² Christian Sigrist, Das Rußlandbild des Marquise de Custine. Von der Civilisationskritik zur Russlandfeindlichkeit, P. Lang Verlag, Frankfurt am Main, 1990.

³ Sohn des preußischen Finanzministers Johannes Popitz, der nach dem 20. Juli 1944 in Plötzensee ermordet wurde.

Wie würden Sie den Unterschied zwischen Bergstraesser und Popitz beschreiben?

Bergstraesser war vom Typ her eine Mischung aus Geheimrat und originellem Denker. Zugleich war er nach seiner Rückkehr aus der Immigration ein bedeutender Makler zwischen Politik und Wissenschaft. Er hat die Politikwissenschaft im Nachkriegs-Deutschland mitbegründet. Dieses Fach gab es vor allem in Berlin, Tübingen, ein wenig in Frankfurt – und eben in Freiburg. In Berlin war man links, Freiburg und Tübingen waren der bürgerliche Gegenpol. Bergstraesser und Eschenburg waren hochgebildet. Ersterer hatte in den USA ein zweibändiges Buch über Goethe veröffentlicht⁴, gemeinsam mit Curtius hatte er 1930 zwei Bände über Frankreich veröffentlicht. Sein Band behandelte „Staat und Wirtschaft Frankreichs“. Ich war einer seiner linken Aspiranten und hatte das Privileg, ihn zum Zigarrenladen begleiten zu dürfen. Dabei besprachen wir, was ich auf dem Herzen hatte. Manchmal lud er mich auch in ein Café ein. Seine Sprechstunden für Doktoranden hielt er gelegentlich auch in Schnellzügen ab: Freiburg-Karlsruhe, Karlsruhe-Frankfurt oder Stuttgart-Hannover. Die Leute mussten tatsächlich in den Zug steigen, um ihre Anliegen mit ihm zu erörtern.

Max Weber hatte Bergstraesser noch persönlich kennen gelernt, vor allem aber dessen Bruder, Alfred Weber. Der von ihm nach Freiburg berufene Popitz wiederum war sehr präzise. Durch seine Arbeit zu Marx⁵ war er bekannt geworden, später veröffentlichte er die berühmten Untersuchungen »Technik und Industriearbeit«⁶ sowie »Das Gesellschaftsbild des Arbeiters«⁷, zu denen er ein Jahr lang in Rheinhausen bei Krupp geforscht hatte. Dort lebten Bahrnt und er gemeinsam zusammen mit den anderen Forschern in einem Zimmer in einem Jungesellenheim. Nach der Promotion, war Popitz nach England gegangen, zu Evans-Pritchard. Popitz erzählte mir, dass er dort Monate lang Verständnisschwierigkeiten hatte, weil immer von »kingship« gesprochen wurde – bis er merkte, dass es um »kinship« als zentraler sozialer Kategorie ging. Dass er so etwas erwähnte, sprach für Popitz. Seine Vorlesungen waren anthropologisch fundiert: Er referierte beispielsweise Ruth Benedict und Margaret Mead.

Bergstraesser wiederum kannte Clyde Kluckhohn persönlich. In einer Diskussion um die Möglichkeit klassenloser und herrschaftsfreier Gesellschaft berief sich Bergstraesser auf den Navaho-Forscher, um meinen Standpunkt, dass es solche Gesellschaften bei „primitiven“ Völkern gibt, zu erledigen. Darauf konnte ich nicht antworten oder dagegen argumentieren. Das hat mich so geärgert, dass ich dachte: »Ich möchte mich so qualifizieren, dass ich in der Lage bin zu sagen, ob ich in dieser Frage Recht habe oder nicht.« So zeichnete sich mein späteres Interesse für die Ethnologie der Herrschaftslosigkeit ab. Es dauerte aber bis 1967, dass meine soziologische Dissertation „Regulierte Anarchie“⁸ (RA) erscheinen konnte⁹.

Bergstraesser hatte vielfache Beziehungen zu US-Kollegen wie Henry Kissinger, den er 1958 ins Freiburger Seminar einlud. Er war an der Gründung der Atlantikbrücke beteiligt und unterstützte die damaligen Industrie-Spendenaktion für die bürgerlichen Parteien in der BRD, wurde aber nicht mit dem Amt des Bundespräsidenten belohnt.

Bei Popitz war die Ethnologie eine Grundlage auch für die Soziologie. Mit Popitz hatte ich schon vor meiner Arbeit zum Marquis de Custine ausgemacht, dass ich bei ihm promovieren würde – doch dann erhielt er den Ruf nach Basel. Daraufhin zog ich ebenfalls für ein Jahr nach Basel, wo ich auch ethnologische Vorlesungen hörte.

Gingen Sie dort zu Alfred Bühler?

Ja, genau, zu Bühler und zu Carl August Schmitz. So war ich also in Basel, wo sich allerdings abzeichnete, dass meine Frau und ich Nachwuchs erwarteten. Daher benötigte ich dringend ein zusätzliches Stipendium zu jenem der FES, denn die Einnahmen meiner Frau - sie war Referendarin in Heidelberg - hätten nicht ausgereicht. Popitz fand es auch schwierig, mich als Assistenten zu beschäftigen. Nicht, weil er mich nicht für tauglich hielt, sondern weil er dachte, er

⁴ Goethe's Image of Man and Society, 1949.

⁵ Der entfremdete Mensch. Zeitkritik und Geschichtsphilosophie des jungen Marx (zuerst: Verlag für Recht und Gesellschaft, Basel, 1953), Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, 1980.

⁶ Heinrich Popitz, Hans P. Bahrnt, Ernst A. Jüres u. Hanno Kesting (Hrsg.), Technik und Industriearbeit. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie, J.C.B. Mohr Verlag, Tübingen, 1957.

⁷ Heinrich Popitz, Hans P. Bahrnt, Ernst A. Jüres u. Hanno Kesting (Hrsg.), Das Gesellschaftsbild des Arbeiters, Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie, J.C.B. Mohr Verlag, Tübingen, 1957.

⁸ Christian Sigrüst, Regulierte Anarchie. Untersuchungen zum Fehlen und zur Entstehung politischer Herrschaft in segmentären Gesellschaften Afrikas, in: Texte und Dokumente zur Soziologie. Studien des Instituts für Soziologie. Hrsg. von Heinrich Popitz, Walter Verlag, Olten u. Freiburg im Breisgau, 1967. Bekannter noch als die RA wurde der zweibändige Reader „Gesellschaften ohne Staat“, den ich mit Fritz Kramer herausgegeben habe.

⁹ Als Co-Referent hatte sich der frisch berufene Nubier-Ethnologe Herzog in das Verfahren gedrängt. Er verstand die Dissertation schon wegen der Geigerschen Symbolik und der daraus entwickelten Gleichungen nicht. Er verhunzte die von Popitz vorgegebene summa-Note und die Fakultät machte mir zur Auflage, die Geigerschen Symbole aus der Publikation zu entfernen.

könne kurz nach seiner Berufung nicht zu viel fordern. Er hatte gerade einen Schweizer eingestellt, der auch sehr qualifiziert war, und wollte nicht gleich eine weitere Stelle beantragen. Doch er schrieb an Bergstraesser und fragte an, ob dieser nicht etwas für mich tun könne. Bergstraesser hatte inzwischen die Arbeitsstelle für kulturwissenschaftliche Forschung gegründet - das heutige Arnold-Bergstraesser-Institut (ABI) - und für mich war es natürlich ein kleiner Gang nach Canossa, noch einmal zu ihm zu müssen, obwohl meine Promotion ja über Popitz laufen sollte. Es gab einiges Hin und Her und am Ende finanzierten seine Arbeitsstelle und die Friedrich-Ebert-Stiftung meine RA. Ich zog außerdem zu meiner Frau nach Heidelberg, was manche Beteiligte - Popitz jedoch weniger - etwas verärgerte. Das war 1961.

1960 sollte es zunächst in meiner Promotion um den dänischen Soziologen Theodor Geiger gehen, also lernte ich Dänisch. Ich konnte die Sprache nach einer Weile auch ziemlich fließend, doch für dieses Thema fand sich kein Sponsor. Bergstraesser wollte unbedingt, dass ich etwas zur amerikanischen Kulturanthropologie verfasste, für sein gerade neu gegründetes Institut. Ich sollte nachweisen, dass die Cultural Anthropology von Alfred Weber abstammt. Doch ich wusste, dass das nicht stimmt. Gegen Max Weber hatte Bergstraesser eine starke Abneigung, wegen der Kontroversen über die Werturteilsfreiheit. Stattdessen propagierte er Alfred Weber und ich sollte dafür die Belege liefern. In Heidelberg wurde Alfred Weber als „Mini-Max“ gehandelt.

Bevor wir näher auf Heidelberg eingehen, würde ich gern noch auf Ihre Zeit in Basel zu sprechen kommen. Können Sie diese Phase etwas näher erläutern?

Bei Bühler und Schmitz war ich in diesem Jahr nur „nebenbei“ gewesen, mich interessierte vor allem Popitz.

Dennoch war das Ihr erster direkter Kontakt zu den Ethnologen, nicht wahr?

Ja. Schmitz' Veranstaltungen habe ich einfach aus Interesse besucht. Es gab also schon eine Neugierde, die sich abzuzeichnen begann, doch promovieren wollte ich bei Popitz. Ich hörte auch bei dem Historiker Bonjour, der über die Schweizer Neutralität publizierte, ein richtiger Schweizer. Schmitz war impulsiv, während Bühler etwas gesetzt schien. In einer seiner Vorlesungen erzählte Bühler, wie während des Zweiten Weltkriegs die verschwörerische Zusammenkunft der Nicht-Nazis in der Schweizer Armee stattgefunden hatte und daraus ein kleiner Aufstand der Offiziere entstand – Bühler war dabei. Was die Völkerkunde anging, da war er auch sehr solide. Sein regionaler Schwerpunkt war Melanesien, Schmitz' ebenso. Schmitz hatte theoretischen Ehrgeiz, aber zum Teil waren seine Ansätze biologistisch. Bevor ich nach Afghanistan ging, schrieb ich auch eine ziemlich scharfe Kritik zu Schmitz' Verwandtschaftstheorie, doch wollte ich das nach seinem plötzlichen Tod nicht veröffentlicht sehen – denn nachdem Schmitz nach Frankfurt gegangen war, erlitt er dort 1966 einen Herzinfarkt und verstarb.

Wie war die Situation, als Sie in Heidelberg ankamen?

Geld gab es damals leichter, wenn man über Entwicklungsländer arbeitete. Bergstraesser wollte Kulturanthropologie und auch Afrikakunde organisieren, aber die Grundlage sollte etwas völlig Unsinniges sein: ein Verzeichnis bzw. Inventar aller Begriffe der kulturwissenschaftlichen Forschung. Dafür wurden über Jahre große Summen investiert, doch ist letztendlich nichts Konstruktives dabei herausgekommen. Ich persönlich wollte die Arbeit zu Alfred Weber, wie gesagt, nicht schreiben, also entwickelte ich ein Projekt, in dem es einerseits um den amerikanischen Funktionalismus von Talcott Parsons ging, andererseits las ich in einem damals von der UNESCO veröffentlichten Band zu »Sociology Today« einen Artikel von Lévi-Strauss, der sich mit der Social Anthropology befasste. So stieß ich zum ersten Mal auf Meyer Fortes und Evans-Pritchard – und auf segmentäre Gesellschaften. Ich dachte: »Heureka!« Popitz war auch daran interessiert, während sich Bergstraesser von meiner Idee düpiert fühlte. Ich setzte jedoch durch, dass ich erst einmal unter dem Titel »Kritik des Funktionalismus und der Anthropologie« mit meinem Projekt beginnen konnte. Ich merkte dabei sehr schnell, dass sich ein weites Forschungsfeld auftat, das die deutsche Ethnologie bisher nicht wahrgenommen hatte. In der politischen Anthropologie wurden vor allem Themen wie schwarze Königreiche und Steppennomaden behandelt. Mühlmann kannte zwar die Arbeiten von Malinowski, und E.W. Müller war an der internationalen Diskussion um die anglo-amerikanischen Verwandtschaftstheorien beteiligt, doch die Errungenschaften der britischen Schule im Bereich der politischen Anthropologie kannten sie nicht. Allerdings: Mühlmann hatte mit dem bösen Blick des Reaktionärs 1961 einen bedeutenden Reader zu Nativismus und Chiliasmus herausgegeben, in dem er selbst das externe Proletariat im Rahmen der Pariatheorie analysierte.

Wie erklären Sie sich, dass in der deutschen Völkerkunde ein solches Thema damals so brach lag?

Zum einen lag das natürlich am unpolitischen Habitus deutscher Gelehrter. Zweitens waren da die nicht zu leugnenden schweren Verirrungen während der Nazizeit.

Jedenfalls habe ich das Thema meiner Arbeit »gedreht«, wie Bergstraesser es selbst ausdrückte. Doch musste er das

akzeptieren, wengleich es auch nicht zu einem großen Streit kam. Daher begann ich 1962, meine Ausarbeitung voranzutreiben. Ich hatte den Ehrgeiz, so schnell wie möglich zu promovieren, natürlich auch wegen meiner Familie. Mir war es ausgesprochen unangenehm, dass ich mich finanziell eine Zeit lang durch meine Frau über Wasser halten musste, auch wenn sie stolz darauf war. Ich hatte mir die Frist gesetzt, bis Juli 1962 mit der Arbeit fertig zu sein, was ich auch der Friedrich-Ebert-Stiftung und Bergstraesser mitteilte.

In Mühlmanns Seminar des Sommersemesters 1962 hielt ich auch mein Referat zu den segmentären Gesellschaften. Dieses Referat wurde in der Zeitschrift für Ethnologie 1963 abgedruckt. Auf der Basis der diesem Referat zugrunde liegenden Forschungen konnte ich 1965 meine soziologische Dissertation abschließen. Vorher hatte ich nur zu politischen Themen veröffentlicht, etwa Artikel oder Radiosendungen. Doch nun konnte ich erste Ergebnisse meines Projekts vorlegen und zu meiner großen Überraschung war Mühlmann sehr angetan – ebenso wie E.W. Müller. Dieser und ich hatten einen gemeinsamen „Dienstweg“ von Neuenheim bis zum Universitätsplatz, sodass sich viele Gelegenheiten ergaben, ihn zu seiner Feldforschung bei den Ekonda zu befragen. Zudem war Schott damals Assistent an Bergstraessers Institut. Als er mein besonderes Interesse an den Tallensi bemerkte, wollte er wissen, ob ich nicht auch eine Feldforschung in Nord-Ghana machen wolle. Doch ich hatte mir schon überlegt, dass ein solches Vorhaben nicht wirklich berechenbar war: Erstens blieb unklar, in welchem gesundheitlichen Zustand man zurückkommt, das hatte ich bei E.W. Müller als Folge seiner Forschungen im Kongo gesehen. Zweitens konnte man nicht einschätzen, wie lange eine Feldforschung dauern würde und ob sie sicher zu finanzieren sei. Das machte alles komplizierter, daher erschien mir ein solcher Schritt zunächst ungeeignet. Ich wollte auch erst einmal die Theorie verstehen, bevor ich an ihre empirische Überprüfung ging – in dieser Reihenfolge wollte ich gern die Feldforschung machen, nicht umgekehrt. Wäre ich damals gleich nach Afrika gegangen, dann hätte ich die RA nicht schreiben können. Selbst wenn man bereits eine konkrete Anschauung hat und viel über die afrikanische Kultur im Allgemeinen weiß, fehlt dennoch der theoretische Überbau. Heute ist es ja meist anders herum, man beginnt mit der Feldforschung und geht dann in die Analyse. Das halte ich für wenig sinnvoll, außer in Einzelfällen, wenn jemand ohnehin schon Erfahrungen vor Ort hat. Selbstverständlich rate ich allen, schon mal als Rucksacktouristen in ihre entsprechenden Regionen zu fahren, damit sie wenigstens wissen, wie es dort riecht und schmeckt und aussieht. Doch für eine Magisterarbeit ist ein solches Vorhaben einfach zu früh, während eine Promotion in der Ethnologie schon eher in Richtung Feldforschung gehen sollte – wobei das schwer zu verallgemeinern ist.

Was meine Person betrifft, so war eine mögliche politische Karriere auch nicht ganz ausgeschlossen. Doch ich wollte nicht korrupt werden.

Für Ihre Beschäftigung mit den segmentären Gesellschaften konnten Sie in Heidelberg also Mühlmann interessieren?

Ja. Müller hatte ihm schon von mir erzählt, nachdem ich beide 1961 kennengelernt und an ihren Lehrveranstaltungen teilgenommen hatte. In Heidelberg war ich nur als Gasthörer eingeschrieben gewesen. In Basel war ich in Ethnologie als Nebenfach eingeschrieben, weil es zunächst so aussah, als müsste ich in Basel promovieren, da mein Doktorvater Popitz dort seit 1959 Professor war.

1962, während meiner Arbeit an der Dissertation, wurde ich schwer nierenkrank und musste in die Uniklinik Heidelberg aufgenommen werden. Meine Genesung schritt nur langsam voran. Darüber hinaus war ich ein halber Hausmann, da meine Frau nach ihrem Assessor-Examen zum Unterricht an der Handelsschule nach Ebersbach fahren musste. Mühlmann war damals Vorsitzender des Fachausschusses Ethnologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Dort hielt ich meinen Vortrag über segmentäre Gesellschaften in überarbeiteter Form und viele der anwesenden Akademiker - unter anderem Jettmar und Hirschberg - fanden bewundernde Worte dafür. Ich hatte also eine glänzende Zukunft vor mir, verfügte allerdings über kein Geld. Ich überlegte deshalb, ob ich in den Schuldienst gehen sollte, wusste aber, dass man da nicht so leicht wieder rauskam. Niemand hatte mich vorher darauf hingewiesen, dass ich mit einem Lehramtsstaatexamen die Verwaltung einer wissenschaftlichen Assistentenstelle übernehmen konnte. Dann geschah Folgendes: Ich ging mit meiner Frau in den »Faulen Pelz«, ein Studentenkino in Heidelberg. Es war ein sehr kalter Winter, 1962/63, und wir wollten uns einmal einen freien Abend nehmen. Den Rückweg nach Hause liefen wir entlang des zugefrorenen Neckars, doch vor unserer Wohnung stellten wir fest, dass wir keinen Schlüssel bei uns hatten. Wir übernachteten in einem Hotel und am nächsten Morgen zögerten wir, den Hauswirt zu kontaktieren. Wir wollten das selbst regeln – soweit ging damals die Angst vor Hauseigentümern. Also ging ich zum Institut, wo Emil Zimmermann eine HiWi-Stelle hatte. Ihn hatte ich vorher schon recht gut kennen gelernt und er bot mir seine Hilfe an. Er wollte mich vom Dachboden auf meinen Balkon abseilen, so dass ich durch die Balkontür rein könnte. Also gingen wir zu Professor Kromphardt, dessen Tochter wir in Paris kennengelernt hatten. Nach dem gemeinsamen Mittagessen ließ ich mir eine Wäscheleine (ohne „Seele“) und ließ mich von Zimmermann abseilen. Mit knapper Not landete ich auf dem Balkon und gelangte nach Zerschlagung der Balkontür in die Wohnung. Nach dieser gefährlichen Aktion setzen wir uns alle erst einmal hin und tranken zusammen Cognac. Wir kamen ins Erzählen und so erfuhr ich, dass Mühlmann gerade ein Assistent fehlte. Es gab da zwar jemanden, der interessanterweise über Durkheims

Religionssoziologie promoviert hatte, doch war er von Haus aus eigentlich Theologe. Müller und Reimann, die anderen beiden Assistenten Mühlmanns, wollten jedoch keinen Fachfremden und hielten ihn zudem wegen seiner Arroganz und mangelnden Integrationsbereitschaft für eine schlechte Wahl. Den Konflikt auf der Assistentenebene hatte ich nur am Rande mitbekommen. Zwei Tage nach der Abseil-Aktion hatte ich ein Gespräch mit Mühlmann, bei dem er mir mitteilte, was meine Aufgaben wären. So war ich unter anderem für die Seminar-Assistenz vorgesehen, also Vorbereitung und Nachbereitung der Veranstaltungen. Auch sollte ich zwei Kongresse mitorganisieren, und zwar den Völkerkunde-Kongress 1963 und den Max-Weber-Kongress 1964. Außerdem wirkte ich beim Sizilien-Projekt mit und lernte dafür Italienisch. Ich nahm meinen Dienst sofort auf und kam mit allen - den HiWis, den Sekretärinnen, den Lehrenden - recht schnell in guten Kontakt. Die zahlreichen neuen Aufgaben erfüllte ich zur allgemeinen Zufriedenheit. Der Max-Weber-Kongress zum Beispiel war die bedeutendste Soziologen-Tagung nach Ende des Zweiten Weltkriegs in Deutschland. Namhafte „Emigranten“ wie etwa Marcuse kamen, außerdem auch Reinhard Bendix, Talcott Parsons und Raymond Aron. Das war wirklich hochkarätig und international. Auch wenn ich nur die lokale Logistik zu organisieren hatte, stellte sich das als mitunter delikate Aufgabe heraus. Neben der Assistenten-Stelle hatte ich weiterhin an meiner Dissertation zu schreiben, was natürlich etwas stressig war, doch dafür war ich finanziell abgesichert. Meine neue Arbeit machte mir Spaß, auch mit Mühlmann kam ich zurecht.

Wie war Mühlmann im Umgang mit Ihnen?

Er war sehr freundlich, vor allem in der Nähe. Energisch wurde er nur aus der Ferne. 1950 hatte er seine Gandhi-Biographie veröffentlicht¹⁰, die als eine Art Wiedergutmachungsversuch verstanden wurde, obwohl er in diesem Buch die These vertrat, dass die physische Gewaltlosigkeit als Druckmittel und damit als eine besondere Gewaltform eingesetzt wurde. Mühlmann war noch ein Gelehrter alten Typs, mit profundem historischem und philosophischem Wissen. Auch museumsethnologisch war er äußerst bewandert und wusste sehr viel. Man muss zu Mühlmann auch sagen, dass er auch während der NS-Herrschaft Edmund Husserls Phänomenologie als seine methodologische Orientierung bezeichnete. Wegen dieses Standpunkts wurde er zunächst nicht habilitiert. Dann trat er aber doch in die NSDAP ein und schrieb während des Krieges wirklich scheußliche Pamphlete – gegen Pazifisten, gegen Briten und gegen Juden. Was mich betrifft: Er wusste, was er an mir hatte. Von meiner Herkunft oder meinen Erfahrungen hatte ich nichts erzählt.

Dann ereigneten sich zwei „Dramen“: Am Tag vor der Abreise nach Sizilien fuhr ich am 17. September 1963 ins Institut, wo letzte Details besprochen werden sollten. Als ich fröhlich in die Bibliothek spaziert kam, wurde ich gefragt, ob ich denn noch nichts mitbekommen hätte – Ben Gavriels Artikel zu Mühlmanns Vergangenheit war gerade erschienen. Eine Nichte Ben-Gavriels wollte bei Mühlmann mit einer dünnen Schrift über Gandhi promovieren und als Mühlmann sagte, das sei zu wenig, machte Ben-Gavriel die Vergangenheit Mühlmanns in »Die Zeit« zum Thema.

Ein zweites Schlüsselerlebnis kam hinzu. Mühlmann wollte eine *soziologische* Rassentheorie entwickeln. Ich wusste zwar von seiner Vergangenheit, aber erst in Sizilien wurde mir klar, dass Mühlmann noch immer ein Rassist war: Wir waren 1963 in Cefalù, als ich Mühlmann auf eine vorbeilaufende, extrem buntscheckige Katze mit Albinoaugen aufmerksam machte. Er antwortete: »Wie alles auf Sizilien – immer diese verdreckten Rassenkreuzungen!« Da war mir klar, dass er entgegen meiner Erwartungen und trotz aller Freundlichkeit im Umgang Entscheidendes nicht gelernt hatte.

Mühlmann kam über den Umweg der Beschäftigung mit Gandhi zu Sizilien. Eigentlich wollte er nach Indien, aber Horst Reimann überzeugte ihn, quasi vor die Haustüre nach Sizilien zu gehen. Dort gebe es nämlich auch einen Gandhi, Danilo Dolci, der die gandhische Sozialphilosophie in praktisches Handeln mit dem Aufbau sozialer Zentren umgesetzt hatte, und zwar mitten im Mafiagebiet. Daraufhin mussten mehrere Assistenten und HiWis Italienisch lernen. Vorab führten wir eine empirische Befragung von Postarbeitern in Mannheim, die alle aus demselben Dorf in der Gegend kamen, durch. Alle, die mit nach Sizilien gingen, fuhren im Herbst 1963 mit Auto und Bahn Mühlmann hinterher – der war schon eine Woche vorher losgefahren. Die Gruppe bestand hauptsächlich aus Soziologen: Horst Reimann, Klaus Kiefer, Emil Zimmermann, etlichen anderen und mir. Mühlmann wollte Dolci beobachten, weil er der Gewaltlosigkeit misstraute.

Kam es nach Ben Gavriels Artikel in Heidelberg zum Eklat?

Ja, nach dem Artikel sind die professoralen Opportunisten über ihn hergefallen. Heidelberg war im Dritten Reich zwar eher eine Mitläufer-Universität¹¹, an der aber schon vor dem Krieg die NS-geführte Studentenschaft sich sehr früh radikalisiert hatte. Allerdings wurde 1943 der führende NS-Jurist Forsthoff berufen. Auch der nach dem Krieg berufene

¹⁰ Wilhem E. Mühlmann, Mahatma Gandhi: Der Mann, sein Werk und seine Wirkung, Mohr Verlag, 1950.

¹¹ Goebbels hatte hier bei einem jüdischen Professor über die literarische Romantik promoviert; im ISE lag ein Durchschlag seiner Dissertation.

Philosoph Gadamer hatte zuvor NS-Positionen vertreten. Gegen Mühlmann erhob sich also ein Sturm und er verteidigte sich so ungeschickt und aggressiv, dass der Senat der Uni den Beschluss fasste, dass weitere unangebrachte Äußerungen Mühlmanns die Voraussetzung für seine Berufung in Frage stellen würden. Da mir die anstößigen Stellen vorher bekannt waren, habe ich diese Vorwürfe nicht zum Anlass einer Distanzierung genommen, obwohl auch ich von seinen uneinsichtigen Reaktionen überrascht war.

Der Konflikt mit mir kam ausgerechnet über die Paria-Frage. Ursprünglich sollte Mühlmann auf dem Max-Weber-Kongress sein Referat zum Thema „Max Weber und der Begriff der Paria-Gemeinschaften“ im Fachausschuss für Ethnozoologie der DGS zum Rahmenthema „Paria und externes Proletariat“ halten, das aber wegen seiner Abwesenheit verlesen wurde. Außer Norbert Elias hielt auch ich ein Referat unter dem Titel „Max Weber und der heutige Stand der Paria-Forschung“, in dem ich problematische Aspekte von Webers Idealtypus und damit auch von Mühlmanns Methodik kritisierte.¹² Zwei Studenten, die auch am Paria-Seminar des anschließenden Sommersemesters teilnahmen, konnte ich nicht davon abbringen, mein Referat auf der ersten Seminarsitzung ausführlich zu zitieren. Als Mühlmann während der Sitzung blau und rot anlief, war mir klar, dass das Ende der Toleranz erreicht war. Popitz wiederum hatte mich während des Soziologentages schon gefragt, ob ich an einer Assistentenstelle an seinem neuen Freiburger Institut interessiert wäre. Kurz, nachdem ich dieses Angebot, wenn auch ungern abgelehnt hatte, sah ich mich nun doch genötigt, wieder darauf zurückzukommen. Nach einer Wochenend-Denkpause sagte der zunächst pikierte Popitz zu und ich konnte mit Mühlmann eine einvernehmliche Auflösung des Vertrages erreichen.

In Freiburg hatte ich optimale Arbeitsbedingungen. Meine im Entstehen begriffene Dissertation wurde von zwei Sekretärinnen in Maschinenschrift übertragen. Im Übrigen verstand Popitz das Institut als ein Reformprojekt, sowohl hinsichtlich der Hochschuldidaktik als auch der Partizipation. Mit der Studentenbewegung kam er allerdings in die Situation, sich nicht mehr an Mehrheitsbeschlüsse in der Institutskonferenz halten zu können.

Popitz hatte mir 1966/67 immerhin eine achtmonatige Beurlaubung zur Durchführung von Feldforschungen in Afghanistan ermöglicht. Ich befragte Taxifahrer in Kabul, begleitete einen japanischen Linguisten bei der Dokumentation der Brahuisprache in Sistan und führte anschließend die Forschung zum Pashtunwali in Paktya durch.

Die Feldforschung war für mich eine prägende Erfahrung. Diese Zeit um 1967 war eine der schönsten Phasen meines Lebens. Ohne je eine Reitstunde in meinem Leben gehabt zu haben, ritt ich durch die Wüste und einen belebten Basar. Gleichzeitig war es auch eine sehr schwierige und gefährliche Zeit – in Zaruza (bei Urgun) gab es sogar Morddrohungen gegen mich. Damals wurde ich von einem bedeutenden Khan der Zadran als Ehrengast beherbergt und in die Tracht eines pashtunischen Kriegers gekleidet. Damals bereiste ich auch das afghanisch-deutsche Paktya-Projekt und schrieb eine Kritik dazu¹³. Für mich war zu diesem Zeitpunkt schon ersichtlich, dass die Volksrepublik Afghanistan kommen würde, was viele jedoch nicht glauben wollten.



(Khoster Becken, Frühjahr 1967: Der weißgekleidete Mann mit dem quergehaltenen Enfield-Gewehr ist Christian Sigrist. Rechts von ihm: Sher Mohamad Khan Zadran, Sohn von Babrak Khan Zadran, der 1915/16 die Niedermayer-Hentig-Delegation in Kabul betreut hatte. Links von Sigrist: Gäste aus Wasiristan (ein Ältester, 4.v.r., mit seinen beiden Söhnen). C.S.: Die vorübergehende Einkleidung sollte den deutschen Gast ehren; hätte ich unanständiger Weise die Qualität der Tracht bewundert, hätten mir die Gastgeber diese überlassen müssen. Das Statarische der Aufnahme war damals in Afghanistan normal. *Copyright Sigrist*)

¹² Vgl. Fachausschuss für Ethnozoologie: Bericht über die Verhandlungen zum Rahmenthema Paria und externes Proletariat, in: Max Weber und die Soziologie heute, Tübingen 1965, 321-343

¹³ Randbemerkungen eines Soziologen zur politischen Entwicklung in Afghanistan und zum Paktya-Projekt. Memorandum für das BMZ, 1969 (nicht veröffentlicht).

Nach der Rückkehr von meiner Feldforschung - Ende April 1967 - bot ich ein Seminar über Afghanistan an. Ich hatte sehr gute Studenten, obwohl ich an dieser Fakultät formal gar nicht das Recht hatte, selbstständige Lehrveranstaltungen anzubieten. Doch die Veranstaltungen der Assistenten zur Vorlesung von Popitz wurden von diesem nur koordiniert, aber nicht zensiert.

Es war zudem ausgemacht, dass ich im Anschluss an meinen Aufenthalt in Afghanistan darüber einen Vortrag am ISE halte, unter der Leitung Jettmars. An diesem Tag war Jettmar jedoch auf Dienstreise, daher übernahm Mühlmann die Leitung der Veranstaltung. Dr. Peter Snoy war ebenfalls dabei, er hatte alles organisiert. Bei meinem Vortrag zeigte ich eine Reihe Lichtbilder und gab einige Explikationen dazu. Es ging unter anderem um die Pashtunen; bei ihnen hatte ich festgestellt, dass sie Gewalt direkt austragen und diese nicht verdrängen. Ihre Sexualität war dagegen rigide geregelt, was xenophobe Projektionen hervorbrachte. Ich ging in diesem Zusammenhang auch auf Freud ein – obwohl ich kein Freudianer bin, war er hier doch nützlich für die Analyse. Mühlmann eröffnete anschließend die Diskussion und sagte: »Dr. Sigrist, Sie haben nun einige Bilder gezeigt und Erklärungen dazu gegeben, aber woher wissen Sie eigentlich, dass das alles wahr ist? Mir scheint es doch recht spekulativ.« Daraufhin meldete sich als erster jemand, der hinten im Raum im Dunkeln an der Wand saß; er erwiderte: »Ich habe im selben Gebiet wie Dr. Sigrist gelebt, und ich kann Ihnen sagen, das ist alles wahr.« Mühlmann sagte für den Rest der Diskussion gar nichts mehr, sondern verteilte nur noch Wortmeldungen. Dieser Jemand, der da an der Wand saß und geantwortet hatte, ist Hakim Khan Taniwal gewesen. Er gab sein Chemiestudium auf und zog hierher nach Münster, wo er drei Jahre bei uns wohnte und sein Magister-Examen bei mir machte. Ich habe ihn gewissermaßen gezwungen, wieder nach Afghanistan zu gehen, wo er Frau und Kind hatte¹⁴. Mein Haus in Münster war damals Anlaufpunkt für viele Afghanen, ich führte auch noch eine ganze Menge Interviews und Nachinterviews, durch die ich neue Tatsachen zutage förderte.

Und wie ging es am Institut in Freiburg weiter?

Wegen meiner Beteiligung an den Anti-Bildzeitungs-Kampagnen hat Prof. Jescheck, ein früherer Dekan der Juristischen Fakultät, der ich als Assistent formal zugeordnet war, auf der Grundlage einer Denunziation des Politologen Hennis ein Disziplinarverfahren gegen mich angestrengt, das allerdings niedergeschlagen wurde.

1968/69 übernahm ich für ein Jahr eine Lehrstuhlvertretung in Konstanz, nicht wissend, dass ich nur auf Platz drei der Berufungsliste stand. So kam ich auch ein wenig aus der Freiburger Schusslinie raus. Dort hatte sich die Situation am Institut negativ entwickelt – die Studenten agitierten unqualifiziert gegen Popitz, der ungeschickt reagierte. Sie machten sich gegenseitig das Leben schwer. Ich hielt mich raus, doch Popitz verlangte von mir, dass ich eindeutig Partei ergreife. Dies führte dazu, dass Popitz 1971 jede Kommunikation abbrach.

Mit den von Ihnen gewählten Thematiken haben Sie ja neue Türen geöffnet – nicht nur in der Ethnologie, sondern überhaupt in den Sozialwissenschaften.

Ja, allerdings habe ich daraus keine Publikationsstrategie – Publikation des immer Gleichen – gemacht.

Wie erlebten Sie denn die DGV-Tagung in Göttingen 1969?

Vor Göttingen war ich in Freiburg ja beurlaubt, um die Lehrstuhlvertretung in Konstanz zu übernehmen. Dann kann ich 1969 gegen Ende der Semesterferien als Assistent von Popitz zurück nach Freiburg. Die Tagung in Göttingen hatte eigentlich ein reguläres Programm, das zum Beispiel Referate zur Südsee und Vorträge zu linguistischen Fragen vorsah. Inzwischen hatten sich aber „Sozialistische Basisgruppen Ethnologie“ gebildet. Aus Brasilien drangen Nachrichten über den Genozid an den Indigenen zu uns, darüber wurde vor allem in der Frankfurter Rundschau berichtet – und zuvor schon in Frankreich. Die Studenten verlangten, dass diese Angelegenheit auf der Tagung thematisiert wird. Als Reaktion kam jedoch die Aussage, dass so etwas nicht in Frage komme; das Programm sei schon fertig und gedruckt, die Einwände kämen zu spät. Ich versuchte damals, zu vermitteln, denn ich kannte ja die Personen auf beiden Seiten. Am Ende war es so, dass über den Genozid ausführlich diskutiert wurde. Das Schlimme war jedoch, dass einige Ethnologen - wie etwa Zerries - es ablehnten, darüber Auskunft zu geben, was sie dort im Feld wirklich gemacht hatten. Sie bezogen keine klare Stellung und bestritten, dass es diese Verbrechen gegeben habe. Man merkte, was dahinter

¹⁴ Nach seiner Rückkehr lehrte er an der Universität Kabul. Auch dank meiner Thesen über die asiatische Produktionsweise wurde er davor bewahrt, sich nach dem Saur-Putsch 1978 der „antifeudalen“ Khalq-Partei anzuschließen. Der sowjetische Einmarsch Ende 1979 zwang ihn mit seinen Fachkollegen zur Flucht nach Pakistan. In den 1990er Jahren erhielt er Asyl in Australien. Obwohl er einer der führenden Intellektuellen im Exil gewesen war, wurde er nicht zur Konferenz auf dem Petersberg 2001 eingeladen. Ich motivierte ihn dazu, sich 2002 am Versuch einer Überwindung des Fundamentalismus als Gouverneur von Khost zu engagieren. Vor seiner späteren Gouverneursstelle in Gardez hatte ich ihn wegen der verschlechterten Sicherheitslage eindringlich gewarnt. Am 10. September 2006 wurde er als erster Gouverneur von einem Selbstmord-Attentäter ermordet.

steckte – es ging um die Verlängerung der Forschungsgenehmigung. Auf Seiten der Studenten war Elwert damals der größte Wortführer. Ein promovierter Ethnologe wurde dann als Faschist des Saales verwiesen, da war mir ein bisschen bange. Ich stand zuvor jedoch - als einziger Assistent - auf dem Tisch, damit Gerd Koch seine Filme aus der Südsee nicht zeigen konnte. Gegen ihn persönlich hatte ich ja gar nichts, aber die Art und Weise, wie nur scheinbar mit den kritischen Themen umgegangen wurde, fand ich deprimierend.

Zwischen welchen Personen und Positionen versuchten Sie damals zu vermitteln?

Beispielsweise zwischen Müller und der Studentenschaft. Er gehörte inzwischen ja auch zu den Etablierten, aber eben auch zu den Vernünftigen, die eigentlich Bescheid wussten. Ich selbst war damals auf Seiten der Studenten, denn sie hatten mich überzeugt. Im Prinzip hatten sie die besseren Argumente. Übrigens lernte ich Fritz Kramer auf dieser Tagung kennen. Damals in Göttingen wurde einfach klar, wo die Zukunft für mich lag – jetzt nicht bezogen auf die Karriere, sondern in punkto Wissenschaft. Und das bedeutete den Bruch mit dem Establishment. Bei den vernünftigen Etablierten fiel Schlesier auf, er war eigentlich ein netter Ordinarius. Doch als mich die Fachschaft der Ethnologiestudenten später nach Göttingen einlud, sagte er, ich könne nur kommen, wenn ich mich entschuldige. Damit war die DGV für mich gestorben, auch wenn ich deren Tagung in Heidelberg 1963 mitorganisiert hatte. Nach '69 trauten sich die „Alten“ ja zunächst auch nicht, noch mal eine Tagung zu machen, erst 1973 versuchte man in Bremen wieder zusammen zu kommen. Damals wurde ich eingeladen, über Marxismus und Ethnologie zu sprechen, aber ich habe sie wissen lassen, dass ich für die DGV keinen Vortrag mehr halte. Die „Jungen“ aus der Opposition führen jedoch alle hin. Meiner Meinung nach hätten sie damals durchaus die Macht gehabt, zu sagen: »Wir bekommen die Finanzmittel aus dem Bundesforschungsministerium auch ohne die DGV, für eine eigene Gesellschaft.« Und obwohl Göttingen eine gewisse Häutung bedeutete, wurde mit der Zeit wieder alles in bürgerliche Bahnen gelenkt. Für mich persönlich hatte es aber einen Bruch gegeben – wobei der Ethnologe Karl-Heinz Kohl vor ein paar Jahren auf einer Tagung in Wien gesagt haben soll, dass man schon spüre, dass Sigrist nicht mehr an den Tagungen teilnimmt.

Personell hat sich die DGV im Laufe der Zeit natürlich schon sehr verändert, vor allem in den siebziger Jahren, nach der Vakanz, die aus '69 resultierte.

Ja, ich weiß. Doch beispielsweise Schott war nach wie vor Herausgeber der Zeitschrift für Ethnologie (ZfE), bis Günther Schlee das übernahm. Mit diesem kam ich gut aus. Bei den Soziologen gab es 1969 ebenfalls eine Tagung, bei dem Popitz die Leitung einer Plenardiskussion innehatte. Vorher war ich von Adorno als Mitglied in die DGS aufgenommen worden. Doch nach '69 war für mich auch bei den Soziologen Schluss, da hatte ich keine Lust mehr. Ich fand die meisten Professoren schwach, auch die vom SDS agitierten Studenten verhielten sich fragwürdig und haben mich nicht begriffen. Sie hatten mich nämlich „totgeklatscht“, als ich Adorno kritisierte: Ich meinte, dass ich nicht dazu bereit sei, mit geschlossenen Augen ins Dunkel der Utopie zu laufen. Im Gegenteil, ich wollte genau wissen, wie die Herrschaftsfreiheit genau beschaffen sei. Doch das verstanden viele nicht. Bei den Pashtunen habe ich eine herrschaftsfreie Gesellschaft kennen gelernt, aber wie sollte das in einer Industriegesellschaft funktionieren? Das kann man nicht einfach übertragen. Im Übrigen wurde ich schon deswegen nicht verstanden, weil buchstäblich niemand im Auditorium die Pashtunen kannte.

Ein Punkt, der mich auch interessiert, ist die Nachfolge Mühlmanns: Sie wurden dafür ja mehrfach gelistet und beinahe berufen. Können Sie diese Geschichte etwas genauer schildern?

Das hatte, so glaube ich, für die Entwicklung des Faches fatale Konsequenzen. Ich bewarb mich überhaupt nur, weil ich merkte, dass bestimmte Personen - wie beispielsweise Kiefer - für eine solche Bewerbung waren. Er war einer der Assistenten Mühlmanns gewesen, zudem ein guter Freund von mir. Im Januar 1970 fragte ich Heidelberger Studenten, die ich bereits von Göttingen kannte, was sie von einem solchen Schritt hielten. Sie unterstützten meine Bewerbung, vor allem nach einem Vortrag, den ich Ende des WS 69/70 vor der Fachschaftsvollversammlung gehalten hatte. 1969 war Topitsch, dem die Studenten zu rebellisch schienen, einem Ruf nach Graz gefolgt. Mühlmann hatte daraufhin den Tübinger Soziologen Tenbruck als Vertreter vorgesehen. Der lag aber mit seinen Tübinger Studenten in schweren Streitigkeiten, die auch gerichtlich ausgetragen wurden. Daraufhin protestierten die Heidelberger Studenten vehement gegen Mühlmanns Vorschlag, woraufhin dieser sich emeritieren ließ. Für das SS 1970 erhielt ich eine Lehrstuhlvertretung für Mühlmanns Bereich. Auch nach Ablehnung der Berufsliste durch die Fakultät wurde mir die Lehrstuhlvertretung für das WS 1970/71 erneut übertragen.

Sie vertraten die Lehrstühle in Heidelberg also gemeinsam mit dem damaligen Frankfurter Industriesoziologen PD Gerhard Brandt?

Es wurden beide Professuren vakant und Jettmar, der als Einziger übrig geblieben war, wurde von den Studenten heftig angegriffen, weil er E. W. Müllers Berufung nach Mainz zu verhindern gesucht hatte. Er zog sich ins Südasiens-Institut zurück. Die Studenten haben sich auf mich als Kandidaten geeinigt und auch in der Berufungskommission landete ich auf Platz eins. Einige Professoren hatten also ebenfalls für mich gestimmt – nur Jettmar tobte. Wer die anderen Bewerber waren, kann ich gar nicht mehr genau sagen. Danach habe ich erfahren, dass der baden-württembergische Kultusminister Hahn mich niemals berufen hätte, obwohl ich auch im Lager der Professoren Unterstützer hatte. Jettmar hingegen hatte nach Meinung einiger Freunde Angst, dass ich ihm die Studenten „wegnehmen“ würde.

Sie erwähnten vorhin aber auch, dass Jettmar Sie ursprünglich doch sehr geschätzt habe?

Ja, er hatte mich sehr stark protegiert und meine Afghanistan-Forschungen ermöglicht. Mit den Studenten bekam ich Schwierigkeiten, als der Krach zwischen Müller und Jettmar begann – da versuchte ich auch zu vermitteln. Andererseits wollte ich mich nicht in jeden Streit hineinziehen lassen.

Es gab dann aber noch zwei weitere Anläufe, Ihre Berufung durchzusetzen?

Die Studenten wollten trotz meiner Skepsis nicht aufgeben. 1971 kam dann die Anfrage aus Berlin, ob ich nicht den „Thurnwald-Lehrstuhl“ übernehmen wolle. Ich hätte nicht mal einen Vortrag halten müssen. Doch zog ich gerade, nachdem ich schwer krank aus Indien zurückgekehrt war, nach Münster um und wollte die Münsteraner Studenten nicht versetzen. Meine Stelle und die Berufung nach Münster waren ja mit einem Streik der Studierenden erzwungen worden, daher wollte ich sie nicht im Stich lassen. Attraktiv war für mich, dass die Integration des neuen Instituts in die Lehrerbildung für lange Zeit die Chance der Ausbildung für einen wichtigen Arbeitsmarkt bot, bei gleichzeitiger Möglichkeit, Magister- und Doktorgrad zu erlangen. Außerdem muss ich in Bezug auf Berlin sagen, dass die Mauer für mich ein Hindernis war.

Als mich Löffler 1972 zu einem Vortrag nach Zürich eingeladen hatte, versuchte ich ihn zur Annahme des Rufs auf den ethnologischen Lehrstuhl in Heidelberg zu überreden. Das kam für ihn dann aber doch nicht in Frage – und zwar wegen des Kommunistischen Bundes Westdeutschland (KBW). Das war ihm zu heikel. Ich selbst war vom KBW auch nicht hellauf begeistert, sondern kam mit ihm gerade so zurecht. Ich wusste auch, dass man mich im Grunde zu manipulieren versuchte. In Heidelberg gab es aber nicht nur die Kommunistische Hochschulgruppe (KHG), die meine Berufung begrüßt hätte, sondern eben auch Leute wie Reinhart Kößler oder Tilman Schiel. Doch der Ton am Institut war zunehmend giftig geworden, es spielten sich befremdliche Szenen ab. Ich hatte damit nichts zu tun, aber was ich da zum Teil mitbekam, war unglaublich. Ich sagte den Konfliktparteien nur, dass sie aufpassen sollen, dass das Ganze nicht kaputt geht. Sie sollten lieber auf jemand anderen als mich setzen. Und im Grunde genommen sollte das Institut wohl zerschlagen werden, weil es da einfach zu viele kritische Köpfe gab. Genau das ist dann ja auch voll gelungen – mit der Sanierung der Heidelberger Altstadt liquidierte man auch das ISE als interdisziplinäres Institut.

Für die Soziologie in Münster hatte ich mir vorgenommen, neben der Fachgeschichte und den Klassentheorien auch einen Schwerpunkt zu den Entwicklungsländern anzubieten. Über die Solidarität mit den Befreiungsbewegungen kam ich in Kontakt zum angolanischen MPLA – und dadurch auch zum guineisch-kapverdischen PAIGC, so dass ich letzten Endes nach Guiné-Bissau und Kapverden kam. Am liebsten hätte ich natürlich eine agrarsoziologische Forschung in Guiné-Bissau gemacht, doch ich hatte zunächst Glück, denn die Kapverdianer brauchten mich dringender: Ich wurde ab 1978 Berater für agrarsoziologische Fragen beim kapverdischen Minister für Landentwicklung. So wurden zwischenzeitlich einige Bestimmungen der Agrarreform-Gesetze angewandt, bis diese von den Reaktionären wieder abgeschafft wurden, die ganz andere Interessen hatten. Insgesamt war das für mich aber auch eine sehr interessante und positive Geschichte, denn ich sah sehr klar, dass die Soziologie kein Selbstbespiegelungsfach ist, sondern durchaus konstruktive Vorschläge einbringen kann. Und was Afghanistan angeht, diesbezüglich sind alle meine Prognosen - leider - bis in den Einzelfall eingetreten.

Sie sind ja auch jemand, der immer dezidiert und fundiert Stellung bezogen hat.

Nicht zu allen Themen, sondern nur, wenn ich der Ansicht war, dass ich mich damit auskenne - wie etwa zu Afghanistan, Palästina und mehreren afrikanischen Regionen.

Das gilt nicht zuletzt auch für die Proteste gegen Polizeiaktionen, in denen der Antikommunismus des Vorgängers der BRD brutal durchgesetzt wurde. Ich habe damals schon die Kontinuitätsthese auch auf das Repressionspersonal angewandt und im Duisburger Amtsgericht per Pamphlet verteilt. Es ging dabei um Günther Routhier, einen Frührentner, der 1974 in Duisburg bei einem Arbeitsgerichtsprozess gegen einen KPD/ML-Betriebsrat zu Tode kam. Ich habe diese Kampagne nicht als Einzelner betrieben, sondern mit meinen Studenten und einigen wenigen Professoren. Polizisten haben Meineide geschworen, um das gewünschte Ergebnis herbeizuführen.

Schließlich war meine Mitwirkung in den Kampagnen gegen die Isolationshaft auch durch fachliche Verantwortung

begründet: Ich befasste mich mit der Camera-silens-Forschung und den Folgen sensorischer Deprivation bei sozialer Isolation¹⁵. Jahrzehnte danach werden meine damaligen Thesen zur Kontinuität des NS-Führungspersonals auch im BKA und in Polizeibehörden offiziell bestätigt.

Wie erklären Sie sich, dass Ihre Position bei der Debatte um die deutsche Afghanistan-Politik kaum eine Rolle spielt?

Man wollte meine Warnungen nicht hören – das war ja auch bei Scholl-Latour und Todenhöfer so.¹⁶ Die Geheimdienste benutzen meine Texte. Ich habe auch einem parlamentarischen Staatssekretär die Dissertation einer meiner Doktorandinnen, die inzwischen afghanische Botschafterin in Berlin geworden war, gegeben. Darin ging es um die Immigration von Afghanen nach Deutschland und in die USA – damit man endlich mal zu verstehen beginnt, wie eine halbwegs vernünftige Ausländerpolitik aussehen kann. Diesem Staatssekretär gab ich außerdem die Dissertation von Dr. Craig Naumann, der in Kabul fünf Jahre lang das Bildungswesen mit aufgebaut und bei mir promoviert hat. Doch Erler hat nie Kontakt mit der Botschafterin Prof. Maliha Zulfacar aufgenommen.

Ihr Standpunkt wird also schon wahrgenommen, spielt nach Außen aber keine Rolle?

Ja. Es hat sich aber auch viel geändert. Ich habe eine Mitarbeiterin der Stiftung Wissenschaft und Politik in der Neuen Rheinischen Zeitung stark kritisiert, ebenso Conrad Schetter, der mir daraufhin einen Brief schrieb. Darin steht, dass er doch so viel von meiner Theorie halte. Wer nach zwei Wochen Aufenthalt in Afghanistan schon ein Buch über die Ethnizität in diesem Land schreiben will, muss sich fragen lassen, ob die empirische Basis ausreicht. Ich habe ihm mitgeteilt, dass ich nichts gegen ihn als Person hätte, aber in seinem Buch gebe es erhebliche Fehler. Ich war ja der erste Deutsche, der in Paktya empirisch geforscht hat. In meinem Aufsatz über das Pashtunwali¹⁷ stehen präzisere Informationen als in Willi Steuls von Jettmar betreuter Dissertation.

Für die politische Ebene scheint tiefgreifendes ethnologisches Arbeiten also scheinbar keine Rolle zu spielen?

Zumindest in der BRD. In den USA wurden ethnozoologische Studien dagegen sowohl in Indochina wie auch in Lateinamerika im Rahmen von *counter insurgency* eingesetzt. Im Bundesverteidigungsministerium sitzt jetzt allerdings eine Ethnologin aus Tübingen als Rätin, Monika Lanik. Dagegen gab es eine Reihe von Studentenprotesten.

Was Afghanistan angeht, so habe ich bereits beim Einmarsch der Russen eine Erklärung abgegeben – und als die Amerikaner dann das Gleiche probierten, wusste ich sofort, dass sie scheitern werden. Das Forschungsfeld meiner Doktoranden erstreckt sich inzwischen von Marokko bis Pakistan, und über deren Netzwerke erfahre ich Vieles, was nicht publiziert werden kann.

Beruflich gesehen hatte ich zwei sehr schöne Zeiten. Eine davon war eben die Feldforschung in Afghanistan, das andere die Phase in Kapverden, wo ich konstruktive Vorschläge erarbeiten konnte.

Das heißt, Ihr bevorzugter Ort ist das Feld?

Nicht nur - ich bin nicht der geborene Ethnologe. Manche Riten langweilen mich zum Beispiel zu Tode. Ein „richtiger“ Ethnologe geht ja gern auf Hochzeiten und Beerdigungen, denn so bekommt man natürlich Einsichten in den Kern der Kultur. Mich interessieren daran vor allem formale soziale Tatsachen: Wie groß sind die Kollektive, die bei solchen Anlässen präsent sind? Und die Mauss'sche Frage: Was sind die Regeln des Gabentauschs? Wie viele Menschen leben dauerhaft „unter einem Dach“? Wie viele essen „aus einem Topf“, auch außerhalb solcher ritueller Anlässe? Wie groß kann eine Versammlung sein, ohne dadurch beschlussunfähig zu werden? (In Afghanistan z.B. 50-80.000.)¹⁸ Stärker als viele andere Forscher versuche ich Konfliktlinien aufzuspüren.

¹⁵ Die DFG unterstützte während der Inhaftierung der RAF-Angehörigen ein Forschungsprojekt zu diesem Problem; in der Folge verzichtete ich viele Jahre auf DFG-Gelder; als ich dann als Gutachter angesprochen wurde, habe ich nicht abgelehnt und dadurch auch Stipendien für meine Kandidaten ermöglicht.

¹⁶ Eine Talkshow – im Club 2 des ORF – hatte ich schon absolviert. Nach zahlreichen Fernsehinterviews war ich auch etwas medienmüde geworden.

¹⁷ In: „Revolution in Iran und Afghanistan“. Frankfurt/M., 1980.

¹⁸ Die UN-Konferenzen, auf der alle UN-Mitgliedsstaaten vertreten sind, sind mit ihren ca. 190 Delegationen weit weniger effizient. Ich nahm 1979 in Rom als beobachtendes Mitglied der Kapverdischen Delegation an der ersten UN-Konferenz zur ländlichen Entwicklung und der Agrarreform teil. Die Präsidentin der Agrarreform-Kommission war eine notorische Whisky-Adeptin und wurde im Laufe der Beratungen immer auffälliger, v.a. gegen afrikanische Delegierte.

Was hat Sie darüber hinaus an der Feldforschung interessiert?

Im Prinzip das Leben in einer zunächst als „fremd“ empfundenen Kultur, aber dann vor allem Macht und Herrschaft, die es in den Stammesgesellschaften auch gibt, sowie Armut und Reichtum und überhaupt die Organisation der materiellen Produktion. Außerdem beschäftigte mich die Migrations- und Deportationsproblematik. Noch in der Teamforschung zur Schließung des Videocolor-Werks in Ulm stieß ich auf die ethnische Fragmentation der Belegschaft und ihre Auswirkungen auf den Besetzungstreik 1981/82¹⁹.

Meine differenzierte Einschätzung der Feldforschung resultiert aus meinen Erfahrungen in Afghanistan. Meine Taxifahrer-Befragung in Kabul lief trotz großem methodischen Aufwands (z.B. Dari-Fragebögen) ins Leere, weil ich die Genehmigung nur durch die Intervention eines Beamten im afghanischen Innenministerium erhielt. Die Taxifahrer bekamen schnell mit, dass die Geheimpolizei den Vorgang überwachte; darum blieben die Antworten auf offene Fragen meist unergiebig. Ich erfuhr immerhin, dass die Fahrer Haschisch und ihre Verhältnisse mit den als Bremser und Autopfleger („Kilinar“) eingesetzten Jungs als Probleme sahen. Im Übrigen stammte die Mehrzahl der Fahrer aus dem Panjshir-Tal. Das wichtigste Ergebnis der Befragung resultierte aus der persönlichen Beziehung mit den Interviewern, durch die ich viele interessante Informationen zur innenpolitischen Lage bekam. In Sistan hatte ich schon gelernt, dass einheimische Brahui sich nicht in das Regierungsgästehaus, vor dem eine Wache stand, hinein trauten. Der mit mir kooperierende japanische Linguist und ich verlegten die Interviews in den Basar.

Aufgrund dieser Erfahrungen antwortete ich 1971 vor der Heidelberger Berufungskommission, als ich nach Forschungsmethoden der Ethnologie gefragt wurde: „Die Ethnologie ist eine Polizeiwissenschaft.“ Diese Aussage hatte auf einige Professoren eine verheerende Wirkung.²⁰ Meinen ursprünglichen Plan, zu einer zweiten Phase der Feldforschung nach Afghanistan zurückzukehren, ließ ich fallen, da ich aufgrund der steigenden sozialen Spannungen zwischen wohlhabenden Grundbesitzern und verarmenden Kleinbauern und Pächtern befürchten musste, zwischen die Fronten zu geraten. Einen Erfolg konnte ich allerdings noch in Paktya erzielen: Durch meine Verwandtschaftsfragen lockerte ich die Stimmung einer Jirga so auf, dass eine bevorstehende Schießerei unterblieb.

Wie wichtig darüber hinaus die Agrarfrage ist, habe ich in Afghanistan gelernt. Über Industrialisierung muss man nicht reden, wenn die Agrarfrage nicht gelöst ist – oder zumindest sollte man beides gleichzeitig ansprechen. Zudem war ich auch 1971 in Indien, als Teilnehmer des ersten DFG-Orissa-Projekts. Als Gast der CPI(M) machte ich 1974 eine Rundreise und hielt an der Jawaharlal Nehru University in Delhi einen Vortrag über asiatische Produktionsweisen, bei dem es zu einer interessanten Auseinandersetzung mit dem bedeutenden Historiker Bipan Chandra kam. Auf dieses Thema stieß ich auf der Suche nach einer undogmatischen Verbindung von Marxismus und Ethnologie. Diese Theorie liegt auch meinen Veröffentlichungen zu Afghanistan und Indien²¹ zugrunde.

Was China betrifft, habe ich meinen Standpunkt entscheidend geändert. Ich hatte 1973 einen Aufsatz über die Agrarrevolutionen in Russland und China verfasst²². Dafür versuchte ich, an Informationen zu kommen. Alle Leute sagten mir, dass die Propaganda im Westen nicht stimme, es sei ganz anders gewesen. Mir ging es primär um eine Kritik des Leninismus und der russischen Agrarpolitik, der Maoismus diente gewissermaßen als Gegenfolie. Doch so, wie ich es damals gesehen habe, war es garantiert nicht. In Kabul habe ich die Kulturrevolution ein wenig mitbekommen und da fielen die Chinesen doch unangenehm auf. Sie separierten sich total, obwohl sie ja eigentlich gekommen waren, um Farsi und Dari zu lernen. Afghanische Stipendiaten wurden von den Chinesen nach Hause geschickt. Auch sah ich die sowjetische Politik zunehmend kritisch. In Afrika wiederum sah ich revolutionäre Bewegungen, die eine Perspektive hatten. Dabei war ich auf Schriften und Politik von Amilcar Cabral gestoßen, dem in Guiné-Bissau geborenen und in Portugal ausgebildeten kapverdischen Agraringenieur, der nach mehrfachen Versuchen, die überfällige Dekolonialisierung der lusophonen Länder durch Verhandlungen zu erreichen, 1963 den bewaffneten Kampf in Guiné-Bissau begann. Sein im Kolonialdienst organisierter Agrarzensus für Guiné-Bissau, der die ethnische Koordination von Anbaukulturen dokumentierte, und eine vom orthodoxen Marxismus emanzipierte Konzeption horizontaler Gesellschaften zeigten mir eine weitere Perspektive einer materialistischen Agrarforschung. Daraus entwickelte sich die Amilcar-Cabral-Gesellschaft mit solidarischen Aktionen zur Unterstützung des Aufbaus nach der Befreiung²³. Wir arbeiteten dabei mit der EKD, später mit der gtz zusammen.

In Guiné-Bissau habe ich ein von der VW-Stiftung finanziertes ethnozoologisches Agrarprojekt geleitet, das Ulrich

¹⁹ „Der Sozialplan ersetzt mir ja nicht den Arbeitsplatz“. Betriebsschließung und Betriebsbesetzung bei Videocolor Ulm.

Projektgruppe Videocolor am Institut für Soziologie der Universität Münster (Sahizer Ayden, Niels Beckenbach, Renate Fluder, Türkan Karakurt, R. Köbler, I. Lenz, M. Ravenstein, Antonio Salgado, Jürgen Schmidt-Dilcher, Christian Sigrist). Köln 1987.

²⁰ Dazu allgemein mein Artikel: Ethnologie und counter-insurgency, in: Befreiung, 2, 1974, 13-20

²¹ Vgl. „Indien. Bauernkämpfe“. Berlin, 1976 (Hrsg. und Mitautor).

²² „Strukturdifferenzen der Agrarrevolution in Rußland und China.“ (Mit T. Amano, d.i. Du-Yul Song). In: Peter Henricke (Hrsg.), Probleme des Sozialismus und der Übergangsgesellschaften. Frankfurt/M., 1973.

²³ Vgl. meinen Aufsatz „Amilcar Cabral“ in: Das Argument 288, 2010, 223-234.

Schiefer mit einem von ihm geschulten einheimischen Interviewerteam durchführte. Die Besonderheit seines Ansatzes bestand in der Analyse interethnischer Arbeitsteilung in der Ressourcennutzung. Zugleich wurden Interviews mit früheren Befreiungskämpfer/innen durchgeführt. Die Untersuchungen fanden im Zusammenarbeit mit dem guineischen Forschungsinstitut INEP statt. In dieser Phase habe ich auch meine seit 1972 bestehenden Kontakte zum ZIF in Bielefeld entwickelt. Ein Höhepunkt war 1977 ein internationales Symposium zu Problemen der Subsistenzproduktion. Doch die Befreiungsbewegungen an der Macht im kontinental-lusophonen Afrika dementierten meine hochgespannten Erwartungen – der Staatsstreich in Guinea-Bissau am 14. November 1980 war einer der schwärzesten Tage meines Lebens. Ich dachte: »Wenn man einmal anfängt mit dem Putschen, dann kann man nicht mehr aufhören.« – und so ist es auch gekommen. Im März 2009 ist der einstige Volksheld und damalige Putschist Bernardo Vieira (genannt Nino) brutal ermordet worden²⁴.

Auf der Theorieebene habe ich eine, wenn auch nicht prinzipielle, Revision vorgenommen: Den patrilinearen bias von *African Political Systems* habe ich zwar in der RA apostrophiert, aber erst in einem Einführungsvortrag zum internationalen Symposium des SFB Halle-Leipzig „Segmentation und Komplementarität“ im Jahr 2002 gelang mir eine Neudefinition des Begriffs „segmentäre Gesellschaft“, die nichtzentralisierte matrilineare Gesellschaften einschließt²⁵.

Eine wichtige Weiterführung der RA²⁶ war ihre Generalisierung als soziologische Theorie – als Gleichheitstheorie²⁷. Dieses lange verdrängte Thema wird jetzt in seiner Relevanz in der Phase wachsender Vermögensdisparitäten in seiner Bedeutung wahrgenommen. Alle 10 Jahre entdeckt ein kanadisches oder australisches Forscherteam die in der RA beschriebene Tatsache, dass es bei geordneten Warteschlangen um das Gleichheitsprinzip geht und nicht um minimalen Zeitgewinn.

Bereits in der Dahrendorf-Kontroverse²⁸ ging es mir um die Kritik des Zentralismus und der Apologie asymmetrischer funktionaler Differenzierung, die ich in meiner Luhmann-Kritik²⁹ fortführte. Mit dem Internet ist dieses Thema heute neu zu formulieren. Erledigt ist es aber damit nicht. Siehe die grenzenlose Kapitalakkumulation und die sozialen Folgeprobleme der Digitalisierung: repressive Verfügbarkeit, Dequalifizierung und Eliminierung bisheriger Beschäftigungen, Seriensuizide in Sheng Zhen usw. Das Zentralismusproblem behandle ich aktuell am Beispiel der Pariser Kommune³⁰: „Neuzeitliche“ Kommunen von Dorfgemeinschaften bis WGs sind ein über traditionelle ethnologische Fragestellungen hinausreichender Themenkomplex, der die weit verbreiteten *intentional communities* einschließt³¹. „Ethnizität als Selbstorganisation“³² fasst meine eigenständigen Positionen zusammen.

Soziologie darf nicht selbstreferenziell beschränkt sein. Außer der Ethnologie wurden für mich andere Disziplinen wichtig: Zuerst kamen namhafte Archäologen auf mich zu, später wurden auch Orientalisten wichtige Kooperationspartner.

„Sozialanthropologie“ ist nicht die richtige Übersetzung von *social anthropology*. Diese war antirassistisch; die zuvor in Deutschland geprägte „Sozialanthropologie“ war blanker Rassismus³³.

²⁴ Vgl. Ulrich Schiefer: „Von allen guten Geistern verlassen? Guinea-Bissau: Entwicklungspolitik und der Zusammenbruch afrikanischer Gesellschaften. Hamburg, 2002.

²⁵ Orientwissenschaftliche Hefte 14/2004, abgedruckt in der 4. Aufl. der RA, 2005.

²⁶ Z.B. in Kindlers Enzyklopädie „Der Mensch“, Bd. VIII.

²⁷ Eine von mir nicht unerwartete Spätwirkung fand die RA in Forschungen zum Alten Testament; hier sind vor allem Crüsemann, aber auch Bernhard Lang und Rainer Neu zu nennen. Mit Rainer Albertz entwickelte sich eine produktive Kooperation.

²⁸ „Amba und Amerikaner“. Europäisches Archiv für Soziologie, 1964.

„Der Begriff der Herrschaft und das Problem der Anarchie. In: Das Argument 50, 1969.

²⁹ „Das gesellschaftliche Milieu der Luhmannschen Theorie“. In: Das Argument 78, 1989.

³⁰ Wird erscheinen im Historisch-kritischen Wörterbuch des Marxismus.

³¹ Im gleichen WB, Bd. 7/II, Hamburg 2010.

³² Locomer Protokolle 26/69.

³³ Dazu: „Sozialanthropologie“ in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. IX, 1995.